

doch noch einmal seine Position skizziert und gegen andere Auffassungen in der damaligen Theologie abgegrenzt (179–209).

Unumstritten ist H. keineswegs gewesen, wie schon die Einwände von Bultmann und Althaus deutlich machen. Anregend und gewinnbringend, selbstverständlich auch herausfordernd, ist die Beschäftigung mit seinem Denken aber auf jeden Fall. Eine Lektüre lohnt unbedingt, und sei es, um das eigene Urteil zu schärfen. Von daher kann sie auch für Katholiken kein Schaden sein.

B. DAHLKE

3. Systematische Theologie

LOHFINK, GERHARD, *Jesus von Nazareth. Was er wollte. Wer er war.* Freiburg i. Br.: Herder 2011. 545 S., ISBN 978-3-451-34095-6.

Ist über Jesus von Nazareth nicht längst alles gesagt? Ist es möglich, dass die Lektüre eines neuen Jesusbuches noch einmal eine neue Sicht des Christlichen erschließt? Ja, dies ist möglich. Die beiden Bücher, die Papst Benedikt XVI. in den letzten Jahren über Jesus geschrieben hat, belegen es. Und das Buch, das G. Lohfink (= L.) nun veröffentlicht hat, ist ein erneuter Beweis dafür. Hier klingt alles ebenso vertraut wie überraschend neu. Dies hat mit den inhaltlichen Akzenten zu tun, die der Verf. in voller Entscheidung setzt. Sie haben ihre Mitte in einem Leitmotiv: Jesus hat den Anbruch der Gottesherrschaft proklamiert. Es ergibt sich aber auch aus der Weise, wie er spricht bzw. schreibt. Die Begriffe, die er einsetzt, die Bilder, die er zeichnet, die Gedanken, die er entfaltet, halten sich nahe bei den Erfahrungen, die wir Menschen machen – nicht nur sonntags, sondern auch in der Welt des Alltags. Dies alles entspringt der stets spürbaren Absicht des Verf.s, den Lesern seines Buches verständlich und eindringlich zu erschließen, was ihm selbst wichtig ist – wichtig nicht nur im wissenschaftlichen Sinne, sondern auch, ja zunächst im umfassend menschlichen Sinne. Dies ergibt sich nicht zuletzt daraus, dass der Autor auf die Texte der Bibel und durch sie hindurch auf die Gestalt Jesu von Nazareth mit Augen blickt, die ihre besondere Wahrnehmungsfähigkeit aus seiner Zugehörigkeit zu einer deutlich profilierten Gemeinschaft, der „integrierten Gemeinde“, gewonnen haben.

Der Verf. betont von der ersten bis zur letzten Seite seines Buches nachdrücklich, dass Jesus aus dem Judentum stammte und in neuer Weise auferleben ließ, was dort angelegt war. Israel wusste sich als Gottes auserwähltes Volk – bestimmt dazu, inmitten dieser Welt der Bereich zu sein, in dem Gottes Wille wahrgenommen und in eine neue gemeinsame Lebenspraxis umgesetzt wird. Jesus hat dann diese Berufung Israels aufgegriffen und in Wort und Tat den Anbruch der Gottesherrschaft offenbar gemacht. Dies war Jesu Bestimmung, dies war das Programm seines Lebens und Wirkens. Es rief freilich auch den Widerstand der Verantwortlichen seines Volkes hervor, der schließlich zu seiner Hinrichtung am Kreuz führte. Jesus und seine Proklamation der Gottesherrschaft – das macht den Schwerpunkt dieses Jesusbuches aus. Was immer L. an eigenen Überlegungen darbietet, es bewährt sich als Auslegung biblischer Texte, die in großer Zahl und auch Ausführlichkeit zitiert werden. Sie stammen, verständlicherweise, einerseits aus den verschiedenen alttestamentlichen Schriften, andererseits aus dem Neuen Testament und dort schwerpunktmäßig aus den Evangelien. So entsteht ein differenziertes Gesamtbild, das durch eine eindrucksvolle Geschlossenheit und Stimmigkeit gekennzeichnet ist.

Der Jesus von Nazareth, dessen Profil L. in seinen Bibelauslegungen nachzeichnet, gehört dieser Welt an. Er trägt konkret menschliche Züge und lebt eine menschliche Geschichte, und dies ganz konkret an einem benennbaren Ort und in einer angebbaren Zeit. Und doch lässt sich der Anspruch, mit dem er seinen Auftrag verrichtet, in seinem wahren Gehalt nur erfassen, wenn er im Glauben der Gemeinschaft, in der die Gottesherrschaft zum Zuge kommt, also des Volkes Gottes oder der Kirche, aufgefasst wird. Die nachdrückliche Einbindung der Gestalt und des Werkes Jesu in die Erwählung und Bestimmung Israels, die für die Sicht des Verf.s kennzeichnend ist, hat zur Folge, dass

das, was Jesus in die Welt gebracht hat und was im Glauben bekannt wird, schon im Ansatz kommunitäre oder, anders gesagt, ekklesiale Züge trägt. Damit hat sich L. von den Erschließungen der Sendung Jesu von Nazareth distanziert, die vorwiegend auf die neue Existenz der einzelnen Menschen zielen und in der neueren Theologie, vor allem protestantischer Ausrichtung, verbreitet waren und sind.

Wenn man den Titel des Buches auf sich wirken lässt, könnte man zu der Vermutung gelangen, der Autor habe einen neuen Entwurf eines „Lebens Jesu“ vorgelegt – in Fortentwicklung der Jesus-biographischen Werke des 19. Jhdts. Sie verfielen vor gut 100 Jahren dem Verdikt Albert Schweitzers, der den Leben-Jesu-Forschern in Erinnerung rief, dass die biblischen Texte ganz und nur an der eschatologischen Botschaft Jesu interessiert seien und nicht als biographische Quellen in Anspruch genommen werden dürften. Nein, der Verf. des vorliegenden Buches hat keine neue Fassung eines Jesuslebens geschrieben, sondern den Hinweis A. Schweitzers beachtet, d. h., er stellt heraus, dass die mit Jesus angebrochene Gottesherrschaft der Mittel- und Fluchtpunkt aller biblischen Jesuszeugnisse ist. Er deutet sie in der Perspektive der Eschatologie. Dabei betont L., dass die Gottesherrschaft mit Jesus gekommen ist. Wenn sie gleichwohl auch noch „ankommen“ muss, dann deswegen, weil sie von Menschen auf- und angenommen werden muss – was eine Zeitverzögerung mit sich bringen kann.

Der Verf. hat seine Darlegungen in 21 Abschnitten vorgelegt. Jeder Abschnitt kreist um ein Motiv. Im ersten Abschnitt gibt L. Rechenschaft über die Art seines Umgangs mit den biblischen Zeugnissen. Er ist durch die Methoden der historischen Forschung bestimmt. Aber diese sind ergänzungsfähig und -bedürftig. Denn die biblischen Texte sind Glaubenszeugnisse und wollen deswegen auch in der Perspektive des Glaubens und somit im Gespräch mit dem Volk Gottes, in dem das Leben und das Wirken Jesu fortleben, ausgelegt werden. In den dann folgenden 17 Abschnitten geht der Verf. den Ereignissen im Leben Jesu nach, in denen sich sein Wirken und seine Botschaft darstellen. Sie sind sämtlich durch das Motiv der Proklamation der Gottesherrschaft zusammengehalten. Und stets geht es dem Autor darum zu zeigen, dass das, was Jesus tut und spricht, in der Erwählung und Sendung Israels grundgelegt ist und nun ihrer gottgegebenen Verwirklichung gilt. Auf diese Weise befasst sich L. mit der Berufung der Zwölf und des weiteren Jüngerkreises, mit den Gleichnissen, die Jesus erzählt hat, mit den Zeichen und den Wundern, die er gewirkt hat, dann auch mit den Endereignissen in Jerusalem und schließlich mit Jesu Hinrichtung am Kreuz. In einem Abschnitt geht es um die Auferweckung des gekreuzigten Jesus. In den letzten drei Abschnitten befasst sich der Verf. mit Themen, die sich aus dem Blick auf alles Vorherige ergeben. Im ersten dieser Abschnitte (Abschnitt 19) behandelt er den Hoheitsanspruch, der in allem, was Jesus gelebt und gewirkt hat, zur Geltung gekommen ist. Dabei zeigt sich, dass Jesus nicht nur ein Prophet war, sondern aus eigener, göttlicher Autorität tätig war und die Gottesherrschaft ausgerufen hat. Dies hat die Kirche – so der Abschnitt 20 – aufgegriffen und in ihrem Bekenntnis festgehalten. Dieses trägt trinitarische Züge und erschließt sich nur im Glauben. Schließlich geht der Autor in Abschnitt 21, dem letzten des Buches, auf die Frage ein, ob und wo und wie die von Jesus ausgerufene Gottesherrschaft in der Welt wirklich geworden ist, indem Menschen auf das von Jesus ausgehende Angebot auch wirklich eingegangen sind.

Das Gesamtbild, das der Verf. von Jesus von Nazareth und seinem Wirken in Wort und Tat gezeichnet hat, ist einerseits dem überlieferten Glauben der Kirche, wie er im Bekenntnis, in der Liturgie, im vielgestaltigen Gebet, in der Katechese, in der Diakonie hervortritt, verbunden, und andererseits wirkt es durchgehend ganz frisch und neu und darum sehr anregend. Zusammenfassend könnte man wohl sagen: Was L. in seinem Jesusbuch vorträgt, ist eine gesamtbiblisch inspirierte Christologie, die in vielen Hinsichten mit einer Theologie des Volkes Gottes verbunden ist. Manche Themen sind in diesem Buch nicht behandelt, die wohl auch hätten zum Zuge kommen können, z. B. die Mysterien der Empfängnis, der Geburt und der Kindheit Jesu. Doch hat sich der Verf. in seinem früheren, zusammen mit L. Weimer verfassten Buch „Maria – nicht ohne Israel“ schon dazu geäußert, und so sollte man das vorliegende Werk auch mit jenem Buch zusammen sehen. Auf jeden Fall liest man auch dieses Buch L.s mit großem Gewinn. Es ist ein wichtiger Beitrag zur theologischen Reflexion über Jesus von Nazareth

und erschließt sich gleichzeitig auch dem Leser, der, ohne Fachtheologe zu sein, Anregungen für sein geistliches Leben sucht.

W. LÖSER S. J.

GROSSE, SVEN, *Theologie des Kanons*. Der christliche Kanon, seine Hermeneutik und die Historizität seiner Aussagen. Die Lehren der Kirchenväter als Grundlegung der Lehre von der Heiligen Schrift (Studien zu Theologie und Bibel; Band 4). Münster: LIT 2011. 134 S., ISBN 978-3-643-80078-7.

Sven Grosse (= G.) wagt sich in seinem Essay (wie er seine Schrift im Vorwort selbst nennt) an die „heißen Eisen“ der Theologie des Kanons. Drei eher locker zusammenhängende Themen macht er zum Gegenstand seiner näheren Untersuchung, die auf der Historie aufbaut, dann aber dezidiert dogmatisch ausgerichtet ist: Die Entstehung des Kanons (v. a. mit der Frage, worin dessen Autorität gründet), die Hermeneutik der Schrift (unter besonderer Berücksichtigung der typologischen Auslegung) und die Frage nach der Historizität der biblischen Aussagen (bzw. der Relevanz derselben für den Exegeten und den gläubigen Leser). Methodisch geht G., wie im Untertitel seines Werkes vermerkt, von den Überlegungen der Kirchenväter aus, bringt diese in Dialog mit der aktuellen Exegese und zieht daraus dogmatische Konsequenzen.

Wohlthuend bei der Lektüre dieses Werkes sind die genauso knappe wie klare Diktion, die stringente Argumentationsstruktur und der Mut zu pointierten theologischen Aussagen. Da die behandelten Themenblöcke nicht unmittelbar aufeinander aufbauen, nehme ich mir die Freiheit, die Besprechung beim dritten Kap. zu beginnen.

In seinen Ausführungen über die Historizität der Schrift konzentriert sich G. auf die Frage der neutestamentlichen Zeugnisse über Jesus. Er zeigt, wie die Kirchenväter in der Auseinandersetzung mit der Gnosis, mythischen Religionen und der heidnischen Philosophie die Heilsbedeutsamkeit der Historie herausgearbeitet haben. Gerade weil dem geschichtlichen Ereignis solches Gewicht zukomme, hätten die Väter auch die historische Glaubhaftigkeit der unterschiedlichen Schriften untersucht und so beispielsweise die apokryphen von den kanonischen Evangelien geschieden. Die Kirchenväter, so G., waren also keineswegs so naiv, wie heute manche meinen, sondern durchaus in der Lage, Pseudepigraphien von authentischen und glaubwürdigen historischen Berichten zu unterscheiden. Auch haben sie sich – wie G. am Beispiel von Origenes und Augustinus zeigt – mit den offensichtlichen chronologischen und inhaltlichen Unterschieden der Evangelien „historisch-kritisch“ auseinandergesetzt. Wenn sie bei all diesen offensichtlichen Schwierigkeiten zum Schluss gekommen sind, dass es sich bei den Evangelien trotz mancher Unschärfen um glaubhafte historische Berichte handelt, dann, so G., ist diesem Urteil höhere Kompetenz zuzuschreiben als späteren Bibelforschern, und zwar deshalb, weil die Kirchenväter sowohl zeitlich wie sprachlich und auch kulturell in größerer Nähe zu den Verfassern des Neuen Testaments standen und damit in höherem Maße imstande waren, Expertisen über die Zuverlässigkeit der neutestamentlichen Schriften abzugeben. G. verlegt also die Diskussion um die Sache, welche neutestamentliche Schriften bzw. welche Teile davon historische Glaubwürdigkeit verdienen und welche nicht, in die Frage nach der Kompetenz zur Beurteilung der Sache und gibt darin eher den Kirchenvätern als modernen Forschern den Vorzug.

Gegenüber der modernen Exegese ist die Haltung G.s generell eher skeptisch; allerdings hat G. dabei v. a. jene Strömungen im Blick, die von vornherein eine innere Einheit bzw. eine geistgewirkte Entstehung der Schrift ausschließen oder zumindest methodisch ausklammern. In diesem Zusammenhang geht G. auch eine Frage an, die sich früher oder später jeder Theologiestudent stellen wird, die aber – trotz aller Methodendiskussion zwischen „historisch-kritischer“ und „kanonischer“ Exegese – nur selten ausdrücklich *dogmatisch* reflektiert wird: Welche Relevanz haben die Thesen der modernen Exegese, insbesondere der historisch-kritischen, für den persönlichen Glauben, der sich doch auf geschichtliche Ereignisse gründet? G. zeigt, dass die Pluralität exegetischer Forschung und Forschungsergebnisse durch die historisch-kritische Methode selbst bedingt ist: Denn hier stellen die einen auf Grund von Argumenten Thesen auf, denen andere aufgrund von anderen Argumenten wieder neue Thesen entgegensetzen – daher